

Daniela Otto

## Pathologien des Terrors. *Homeland* als Beitrag zur kollektiven Traumabewältigung.

*Wie krank ist der Terror? Und wie krank hat er uns gemacht? Homeland ist die klügste Auseinandersetzung mit der Post-9/11-Welt, die es derzeit im Mediensystem zu sehen gibt. Die Serie problematisiert nicht nur den von George W. Bush glorifizierten War on Terror, sondern ist auch als wichtiger Beitrag zur kollektiven Traumabewältigung zu verstehen. Dass die Terroristen jagende Protagonistin unter einer bipolaren Störung leidet, ist zudem ein gekonnter Kniff der Produzenten: Homeland führt das latent Pathologische, das der Suche nach dem überall lauern den Bösen anhaftet, überzeugend vor Augen.*

Geben wir die Sinnfrage auf. Es bringt ja doch nichts. Wer heute in den Flieger steigt, darf im Handgepäck maximal 100 Milliliter Flüssigkeit mit sich führen, verpackt in einem - man horche auf - wiederverschließbaren Plastikbeutel. Gewiss, das ganze mühsame Prozedere hat irgendetwas mit Sicherheit zu tun. So recht einleuchten mag das mit der transparenten Tüte trotzdem nicht. Inwiefern sich die Welt nach dem 11. September geändert hat, ist nirgendwo so deutlich spürbar wie an Flughäfen, den internationalen Drehkreuzen. Was absurd anmutet - in den Mülleimern hinter der Sicherheitskontrolle landen Sprengstoff offensichtlich ganz und gar unähnliche Dinge wie Babynahrung, Wasserflaschen, Parfümfläschchen und Joghurtbecher - ist für uns normal geworden. Wir haben uns daran gewöhnt, unter Generalverdacht zu stehen. Wir alle könnten Täter sein.

Zweifelsohne, der Terroranschlag auf New Yorks Wahrzeichen hat tiefe Wunden in Amerikas Seele geschlagen. Vor dem Hintergrund des nationalen Schocks mag ein omnipräsenter Verdacht also nachvollziehbar sein. Normal ist er dennoch nicht. *Homeland*, die momentan meist gehypte US-Serie, nimmt sich dieses Themenkomple-

xes an und inszeniert den Krieg gegen den Terror als hochgradig pathologisches, ja paranoides Phänomen.

So handelt die Serie vor allem von der lauernden Angst vor dem Bösen und dem Zweifel, der unwiderruflich gesät und zum emotionalen Dauerbegleiter geworden ist. Die von Claire Danes überragend dargestellte CIA-Agentin Carrie Mathison erhält im Irak die Information, ein gefangener amerikanischer Soldat sei „umgedreht“ worden und nun für die feindliche Seite tätig. Als Nicholas Brody (Damian Lewis), ein im Irak vermisster Marine, befreit wird und nach vielen Jahren in Gefangenschaft in die USA heimkehrt, sieht sie in ihm eben diesen angekündigten gefährlichen Schläfer, eine nationale Bedrohung. Die ganze erste Staffel dreht sich um die Frage, ob Brody für das Terrornetzwerk al-Qaida arbeitet oder nicht. Und die Paranoia ist die entscheidende narrative Pointe: den Feind schon inmitten der eigenen Reihen und in einer amerikanischen Uniform zu sehen.

Brody, nach außen hin ganz *manly man*, innerlich jedoch von den Jahren der Gefangenschaft, der Folter und der Isolation zerrissen, bleibt bis zum Ende der Staffel ein Rätsel. Eine solche Figur, die dem anonymen Leiden der Soldaten ein Gesicht gibt, hat im Fernsehen bislang gefehlt. Auch wenn die Diagnose ‚Posttraumatische Belastungsstörung‘ langsam gesellschaftlich Akzeptanz erfährt, wirkt ein Krieger, der Schwäche zeigt, vor allem in einem solch patriotischen Land wie Amerika nach wie vor befremdlich. Wir sehen Brody in Uniform in die Kameras lächeln und im Pyjama von Angstschweiß bedeckt in der Ecke kauern. Wir sehen ihn die Hand des Vizepräsidenten schütteln und von Alpträumen geplagt in seinem Bett aufwachen. *Homeland* zeigt, dass die Rückkehr in das titelgebende Heimatland für den Protagonisten keineswegs problemfrei verläuft und deckt dabei viel Doppelmoral auf. Brodys Frau Jessica (Morena Baccarin) hat nach Jahren des Alleinseins eine Affäre mit Mike (Diego Klattenhoff), ebenfalls einem Marine und Freund ihres Mannes, begonnen. Die unerwartete Heimkehr des als verstorben geglaubten Gatten wird für die gesamte Familie zur Zerreißprobe. Der Sohn begrüßt seinen Vater mit den Worten, es sei nett, ihn kennenzulernen. Die pubertierende Tochter hat endlich die Gelegenheit, ihren Elektrakomplex verspätet auszuleben. Die

untreu gewordene Mutter wird ihr zur Feindin, von allen steht sie dem Vater am nächsten. Krampfhaft will Jessica die Ehe retten und opfert hierfür, die Rolle der guten Gattin erfüllend, ihre Liebe zu Mike. Wie fremd sich das Ehepaar geworden ist, zeigt sich vor allem in ihrem gestörten Intimverhältnis. Als Jessica im Streit zu Brody sagt, „you can't even fuck your wife“, wird klar, dass es in *Homeland* nicht nur im Großen, sondern auch im Kleinen krankt, dass das Private eine Reflexion des Politischen ist.

Besonders sehenswert wird die Serie durch ihre weibliche Hauptfigur, die an einer bipolaren Störung leidet und somit zum *round character* par excellence wird. Carrie ist eine toughe, jedoch ganz und gar *uncoole* Heldin. Danes spielt die Agentin als permanent angespannten Workaholic, als perfektionistisch und akribisch arbeitende Karrierefrau, die jedes Mal kurz vor dem Nervenzusammenbruch eine grüne Pille einwirft, die das Schlimmste verhindert. Carrie haftet etwas Hysterisches, ganz und gar Fahriges an: Eine der einprägsamsten Szenen ist die, in der sie sich - mutmaßlich von einem One-Night-Stand zurückkehrend - in ihrem Bad mit einem Tuch zwischen die Beine fährt, sich hektisch säubert, um dann wieder im Highspeed-Modus weiterzuarbeiten. Diese Frau kann nichts entspannen.

Carries Fixierung auf Brody ist mitunter auf die konstitutive charakterliche Nähe der beiden Figuren zurückzuführen. Als ausgleichender Gegenpol zu den beiden fragilen Charakteren fungiert Carries Mentor und Vorgesetzter Saul (Mandy Patinkin). *Homeland* arbeitet sich nicht zuletzt an Carries Beziehungen zu diversen Männern ab. Saul nimmt inmitten des munteren Reigens die Rolle der Vaterfigur ein. Er kümmert sich, sorgt sich, besucht sie zu Hause, nimmt sie in Schutz, erfährt schließlich von ihrem Leiden. Und wirkt in seiner besonnenen Art auch auf den Zuschauer angenehm beruhigend.

Carrie wird mit ihrer psychischen Krankheit zum *pars pro toto* für eine Nation, die den Terror überall sieht und den Feind überall vermutet – auch jenseits der Vernunft. Im Vorspann ist ihre sich überschlagende Stimme zu hören: „I'm just making sure we don't get hit again.“ Ihre Angst, etwas zu übersehen, ihre Panik vor einem erneuten Angriff, sind der Handlungsmotor dieser Figur, die,

so könnte man sagen, permanent ‚kurz vor dem Überschnappen ist‘. Ob die Gefahr, die sie sieht, nur Ausgeburt ihres überreizten Geistes ist oder nicht, wird zur zentralen Frage des Plots.

*Homeland* zeigt, wie krank der Terror ist. Aber auch, wie krank, wie paranoid, hysterisch und übersensibel uns der Terror gemacht hat. Die Serie bemüht sich um eine differenzierte Darstellungsweise und Problematisierung der reinen Schwarz-Weiß-Unterteilung in Täter und Opfer. In Rückblenden wird Einblick in Brodys Gefangenschaft gegeben. Jahrelang lebt er bei dem al-Qaida-Terroristen Abu Nazir, einem Osama Bin Laden nachempfundenen Charakter, wo er sich mit dessen Sohn anfreundet. Brody soll dem Kind Englisch beibringen. Er selbst lernt fließend Arabisch, die Gebräuche der fremden Kultur und konvertiert schließlich sogar zum Islam - weil die eigene Bibel fehlt, weil Gott Gott ist und der Glaube dem Verzweifelten zum Trost wird. Es macht dramaturgisch Sinn, diese zaghafte Annäherung zwischen Brody und der exotischen Welt, die er stets als feindlich angesehen hatte, anhand einer Vater-Sohn-artigen Beziehung zu erzählen. Das Kindchenschema verfehlt auch beim Zuschauer seine Wirkung nicht. Der vermeintliche Feind hat Gefühle, ist liebenswert. Als der Junge während eines amerikanischen Drohnenangriffs ermordet wird, trifft dies Brody hart. Nazir bemerkt trocken: „And they call us terrorists.“ Terror, das wird klar, ist eine Frage des Standpunktes.

Dennoch wird man kaum mit Nazir sympathisieren. *Homeland* ist und bleibt eine amerikanische Serie, erzählt aus der amerikanischen Perspektive. Auch wenn das öffentliche und medienwirksame Zelebrieren der Heimkehr des Kriegshelden als großes Schauspiel entlarvt wird, kommt auch *Homeland* nicht gänzlich ohne Pathos aus. Die US-Flagge ist gehisst. Und sie weht umso eindrucksvoller, je stärker es stürmt.

Amerika hat die kollektive Erschütterung des elften September noch lange nicht bewältigt. Das Kunst- und Mediensystem ist dabei, dieses Trauma aufzuarbeiten. Filme werden zu Therapiemaßnahmen, die Traumfabrik kämpft gegen das Trauma an. Während Filme wie *Flug 93* oder *World Trade Center* enttäuschten, wird *Homeland* der Aufgabe, dieses epocheneinschneidende Ereignis in adäquate Bilder zu fassen, eher gerecht. Gerade das Komplexität erlaubende

Serienformat erlaubt eine gewinnbringende und vielschichtige Auseinandersetzung mit den weitreichenden Folgen des 11. Septembers. Auch wenn man all dem Lob und den Preisen nicht blind trauen sollte, die Serie hält, was sie verspricht. Und sie stimmt uns vielleicht sogar dem wiederverschließbaren Plastikbeutel gegenüber versöhnlich. Nervigkeit hin oder her, wir alle wollen sicher landen. Wenn der Zweifel nicht mitfliegt, geht das leichter. Immerhin.